

Methodenpolizei oder Gütesicherung?

Zwei Deutungsmuster im Kampf um die Vorherrschaft in der qualitativen Sozialforschung¹

Jo Reichertz

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Macht der Methodologie – Methodologie der Macht«

Die Philosophen sehen das ganz richtig, wenn sie sagen, dass wir zur Formulierung von Theorien nicht nur Kriterien verwenden, die auf Beobachtung beruhen.

Hossenfelder 2018, S. 52

In den letzten Jahren hat sich das Feld der qualitativen/interpretativen Sozialforschung stark ausdifferenziert – bedingt unter anderem durch den Generationswechsel, neue Medien, neue Theorieansätze, ein neues Selbstverständnis und die weitere Internationalisierung der Sozialforschung (ausführlich dazu Reichertz 2017). Wurden bislang vor allem Texte als Ausdruck von kommunikativen Handlungen und subjektiven Deutungen von Welt und die (stillen wie bewegten) Bilder Gegenstand der Analyse, so ist die aktuelle Entwicklung der qualitativen Sozialforschung durch unterschiedliche, teils sich widersprechende, teils sich überschneidende Tendenzen gekennzeichnet: So werden zum Ersten mit Hilfe neuer Medien kommunikative Phänomene auf der Mikro- und Nanoebene sichtbar, fixierbar und analysierbar (ausführlich dazu Reichertz 2016). Zum Zweiten werden bei der Nutzung der neuen Medien (eigenständig) riesige Mengen von neuen und neuartigen Daten produziert (zur Besonderheit von Big Data siehe zum Beispiel Reichert 2014; zum Prozess der Datafizierung siehe zum Beispiel Breiter und Hepp 2018). In einigen Handlungsfeldern werden Daten automatisch mittels Algorithmen ausgewertet (zu einer solchen rechnerischen Konstruktion von Wirklichkeit siehe zum Beispiel Seyfert und Roberge 2017) und niemand weiß so recht, wie man Algorithmen qualitativ oder gar interpretativ analysieren kann oder welche Daten man erheben sollte, um eine Theorie zu diesem Handlungsfeld bauen zu können.

Zum Dritten werden neue Gegenstände, wie Gerüche, Sounds, Stoffe, Emotionen, Atmosphären und Stimmungen als bedeutsam erkannt und untersucht (Kritzmoeller 2015; Seyfert 2011; Sterne 2013; Maeder 2013). Zum Vierten erkundet man verstärkt die Grenzen des Sozialen und der Kommu-

¹ Ganz herzlich danken möchte ich Sebastian Hartwig. Er hat mit großer Sorgfalt den Text durchgesehen und mich auf Fehler und Schwächen hingewiesen. Deshalb bin ich für verbliebene Fehler und Schwächen selbst verantwortlich.

nikation (Koma, Maschinen, Tiere, Demente – Hitzler 2017, 2018; Lindemann 2002, 2009). Zum Fünften interessieren sehr viel mehr als früher Prozesse und übersituative Entwicklungen (Multisited Ethnography, transsequentielle bzw. intersituationale Analyse, Diskurse, Dispositive; vgl. Marcus 2016; Schefker 2015; Hirschauer 2014; Buehrmann und Schneider 2008). Und Sechstens betrachtet man Dinge, Artefakte und Praktiken und fragt nach deren Handlungs- und Kommunikationsmacht (Lueger, Froschauer 2018; Reichertz 2009; Hillebrandt 2014). Nicht minder wichtig: Forschung wird (wieder) als Kommunikation mit den Beforschten angesehen (Breuer, Roth 2003; Breuer et al. 2018), weshalb einerseits ethische Verpflichtungen und Datenschutz gegenüber den Beforschten, andererseits aber die Subjektivität der Forscher*innen relevanter werden (Mruck, Breuer 2003; Roth, von Unger 2018). Zudem fordert immer öfter die angemessene Analyse interkultureller Daten die qualitative bzw. interpretative Sozialforschung heraus (Otten et al. 2009; Schittenhelm 2017; Roth 2018). Last but not least: Bei der Präsentation von Forschungsergebnissen wird zunehmend mit performativen Formaten experimentiert – um nur die wichtigsten Entwicklungen zu nennen (Mey 2018).

Um dieses und vieles andere mehr zu erfassen und zu analysieren, werden neue Methoden geboren, oft im Monatstakt. Das hat zu einer (neuen) Unübersichtlichkeit geführt, die besonders dann sichtbar wird, wenn man an Methodentagungen wie dem Berliner Methodentreffen teilnimmt, oder wenn man die zentrale Online-Zeitschrift für qualitative Sozialforschung, das *Forum Qualitative Sozialforschung* aufruft und dort die letzten Jahrgänge Revue passieren lässt.

Jeder Modus der Weltzuwendung kann Gegenstand qualitativer Forschung werden, zudem jede Form des Spiels auf Vorderbühnen und Hinterbühnen. Längst wird nicht nur das Spiel für das öffentliche Publikum untersucht, sondern auch das Spiel auf der Hinterbühne. Da es selbst auf der Hinterbühne noch weitere Hinterbühnen gibt, wird ein Vorhang nach dem anderen gelüftet.

Die aus meiner Sicht relevante Fragestellung ist, wann man den letzten Vorhang gelüftet hat, wann alle relevanten Größen und Modalitäten entdeckt und beschrieben wurden, wann endlich die Gesamtheit sozialer Interaktion erfasst, fixiert und analysiert ist oder ob dieser Prozess nicht abschließbar ist. Man kann jedoch auch Fragen, ob wirklich immer alle Größen eine Rolle für eine soziologische Analyse spielen oder ob man sich auch beschränken kann, oder besser: beschränken muss, will man sich nicht im Gestrüpp der vielfältigen Bedingungsvariablen verirren und ohne Analyse nach Hause kommen.

Sowohl die Theorie als auch die Praxis qualitativer Sozialforschung haben sich (auch wegen des anhaltenden Erfolgs dieser Art der empirischen Sozialforschung in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft) also so stark ausdifferenziert, dass deren gemeinsamen theoretischen wie methodischen Prämissen oft nicht mehr sichtbar werden – weshalb es teils hitzige Debatten darüber gibt, was sich ‚qualitativ‘ nennen darf und was nicht. Einige fordern mehr Abgrenzung und Ausgrenzung, andere verurteilen eine solche Monokultur (Bourdieu verurteilt dies als einen „methodologischen Monotheismus“ – Bourdieu 1996, S. 260) und fordern einen methodischen Multikulturalismus. Das hat der Debatte darüber, was qualitative/interpretative Sozialforschung ausmacht, welche Methoden erlaubt oder zielführend sind, deutlich belebt (Hitzler 2016; Mey 2016; Flick 2014, 2016; Reichertz 2017; Strübing 2017; Strübing et al. 2018).

Angesichts dieser unübersichtlichen Lage sprechen einige (meist ältere und männliche) Qualitative einigen neuen Methoden die Existenzberechtigung ab. Die neuen Methoden seien ohne Fundament, was heißt: ohne Theorie und Methodologie. Im Namen der Gütesicherung von wissenschaftlicher Forschung (zur Diskussion über Standards der Gütesicherung siehe Breuer, Reichertz 2001, 2002 und Breuer et al. 2003) müsse man sich von den neuen ad-hoc-Methoden fernhalten und die alten Methoden weiter entwickeln. Andere im Feld – meist die so Gelabelten – weisen solche Versuche zurück, bezeichnen die Kritiker als Methodenpolizei (siehe unter anderem Weyand 2007; aber auch die um-

fangreiche Diskussion im Anschluss an Reichertz 2007 in *Erwägen, Wissen, Ethik* 2007, Heft 2: S. 208–276) und fordern die bedingungslose Anerkennung neuer Methoden. Methoden sollten, so ein oft gehörtes Argument, immer auch zeitgemäß sein, sollten die kulturelle Vielfalt der Forschenden berücksichtigen – und zunehmend: Sie sollten auch dem Wort der Beforschten mehr Gewicht einräumen, sie sollten sie in die Forschung einbeziehen, an ihr beteiligen (von Unger 2013).

Die Ersten bemühen mit großer Geste die abendländische Geschichte und hier vor allem die Wahrheit und gerieren sich als deren Wächter und Hüter. Diese Wahrheit müsse man sich mühevoll und mit großem Fleiß erkämpfen. Ihren Gegnern werfen sie gerne die Aufopferung der Wahrheit vor, qualifizieren deren Ergebnisse als beliebig und belanglos und was noch ärger ist: Oft hört man den Vorwurf, sie diskreditierten mit ihrem Tun die gesamte Zunft der Qualitativen und Interpretativen und machten damit das zunichte, was in den letzten 50 Jahren mühsam erkämpft worden sei. Und in der Tat könnte man Gründe dafür finden, dass der aktuell neu aufflackernde Streit zwischen den Qualitativen und den Quantitativen (Akademien) sich auch der ‚Buntheit‘ der Qualitativen und deren neuen Qualitätsstandards verdankt (Baur, Knoblauch 2018).

Die so Kritisierten reklamieren, wenn sie ihre Kritiker mit Methodenpolizei labeln, dagegen nicht einen alternativen Weg zur Wahrheit, sondern sie arbeiten mit einer Art Verunglimpfung, wenn sie die Gegenseite Methodenpolizei nennen. Damit geben sie sich kämpferisch, antiautoritär und gerne auch mal anarchistisch. Den Alten schreibt man zu, sie seien (typisch deutsch) Polizisten, die darauf achten, dass alle anderen nur die ausgetretenen Pfade betreten und nicht den schönen Rasen, stehe dort doch das Schild: „Bitte nicht betreten“. Sie fordern dagegen den fröhlichen Bruch mit den etablierten Regeln und rufen dabei oft, wenn auch zu Unrecht, den scheinbaren Kronzeugen des wissenschaftlichen Anarchismus, Paul Feyerabend, an. Dies leider zu Unrecht.

All dies verwundert nicht wirklich. Denn natürlich ist Wissenschaft, zumindest seit sie verberuflicht ist, nicht ein Feld, in dem es nur um die Wahrheit geht und in dem bei der Suche nach der Wahrheit allein das gute Argument zählt. Immer geht es im wissenschaftlichen Feld auch um Kommunikationsmacht und um soziale Macht. Dass dies so ist, liegt daran, dass Wissenschaft immer von Menschen betrieben wird, die Körper und Familien haben, die versorgt werden wollen. Wissenschaft als Beruf zu betreiben (Weber 2002, S. 474ff), heißt immer auch, sich in einem Feld zu behaupten, dafür zu sorgen, dass das eigene Wort mehr wiegt als das der anderen, dass man Ressourcen hat und zugleich die Macht, Ressourcen an andere zu verteilen. Alle konkurrieren mit denen, welche bereits über die Macht verfügen, auch mit dem Ziel, ebenfalls Macht zu erlangen. Bei all der Konkurrenz geht es um symbolisches Kapital, um mediales Kapital, um Kommunikationskapital und natürlich letztendlich immer auch um finanzielles Kapital. Es geht in der Regel also immer um die ganze Person der Wissenschaftler*innen, also nicht nur um deren akademische Titel, sondern es geht auch immer um das Feld in dem sie leben, es geht also auch um ihre Familie und Freunde.

Wissenschafts- und wissenssoziologisch erkennt man in der Debatte um Methodenpolizei und Gültigkeit also einen rituellen Kampf zweier Konkurrenten auf dem gleichen Markt – nicht nur um Anerkennung, sondern auch um Gewinne aller Art. Diese Debatte ist aber auch die Aufführung eines alten und sehr verbreiteten Stücks, das in fast allen beruflichen Feldern ausgetragen wird, nämlich das Stück Etablierte gegen Außenseiter (Elias, Scotson 1993). Aber eine solche wissenssoziologische Entlarvung bringt nicht viel – für die Beteiligten lediglich ein Patt, wenn sie in ihren Positionen verharren; für die Wissenschaft bringt es nicht wirklich etwas Produktives – höchstens Material für Wissenssoziolog*innen.

Will man die Debatte fruchtbar machen, dann ist es meines Erachtens sinnvoll, zunächst zurückzutreten und sich dann das gesamte Feld der Qualitativen und Interpretativen noch einmal näher anzu-

schauen. Natürlich geht es dort immer auch um symbolische Kämpfe, aber halt nicht nur und oft noch nicht einmal hauptsächlich. Es geht auch um den Willen zum Wissen – also um eine suchende, getriebene und treibende Innerlichkeit, deren Ziel die als ‚Wissen‘ erlebte Einsicht ist. Es geht der Wissenschaft und auch den Wissenschaftler*innen vor allem um die Lösung von Rätseln.

Die meines Erachtens zentrale Frage ist, ob qualitative Sozialforschung so eine Art geistige Ingenieurwissenschaft ist, eine Art Rechtschreibung, die, wenn auch kompliziert, lehrbar und eingrenzbar ist. Gibt es überhaupt wirklich überprüfbare, erlernbare bzw. lehrbare Methoden, gibt es eine Art methodisch-methodologische Professionalisierung? Von der Sache her scheint mir (fast) jede qualitative/interpretative Methode weder Technik, noch Handwerk noch Kunst zu sein. Wegen der prinzipiellen Kontextsensitivität und Fallspezifität des Forschens ist eine Operationalisierung, also die vollständige Angabe der einzelnen Schritte, nicht möglich: Was jeweils wann wie gedeutet werden kann, hängt immer vom Kontext und der Entwicklung des Falles ab. Deshalb kann es auch keine exakte Beschreibung des richtigen Forschens geben. Daher ist jede Art sozialwissenschaftlichen Forschens und Deutens eine Art Kunstlehre.

Will man zum Beispiel allein durch die Lektüre entsprechender Methodenbücher eine bestimmte Praktik des Forschens (Daten erheben, fixieren, auswerten/interpretieren) erlernen, so hat man schnell ein massives Problem: Da Methoden nie vollständig (also restlos) beschrieben werden können, ist das Erlernen von Forschungspraktiken zu vergleichen mit dem Erlernen von bestimmten Tänzen. Auch Tänze kann man nicht vom Blatt lernen. Da helfen weder extrem gute Beschreibungen noch auf Papier gedruckte Tanzschritte, die man auf dem Boden auslegen und dann ‚betanzen‘ kann. Versucht man es dennoch, folgt notwendigerweise daraus, dass neue Varianten der Interpretationspraktiken wachsen und meist mit der in Anspruch genommenen Methode nichts oder nur wenig zu tun haben. Der zweite Weg, das Interpretieren praktisch zu erlernen, und dies dürfte der Normalfall sein, besteht im wiederholten praktischen Mitmachen – entweder in einer Art Meister-Lehrling-Beziehung oder aber in einer Interpretationsgruppe.

In beiden Fällen findet die Unterweisung in der Regel mündlich und meist en passant statt. Insofern ergibt sich das Erlernen einer Forschungspraxis immer aus dem Abgucken bei anderen: Man schaut und hört, wie die anderen Erfahren(er)en es machen, und imitiert anfangs sehr stark. Später erprobt man schrittweise das Gehörte und wird immer wieder (meist implizit) korrigiert. Diese Sozialisierung des praktischen Tuns im Rahmen einer Denk- und Interpretationsschule wird zwar durch bestimmte explizite Imperative strukturiert („Bilde möglichst viele Lesarten! Interpretiere Sequenzen! Entwickle alternative Lesarten!“ usw.), sie ist aber im Kern nicht systematisierbar. Weil also die Praktiken des Forschens und Interpretierens immer auch auf sozial erworbenen Praktiken beruhen und diese notwendigerweise beinhalten, sollte Forschung nicht nur in einer Gruppe erlernt werden, sondern immer auch in einer Gruppe ausgeübt werden (siehe Reichertz 2013).

Bei allen Unterschieden, die innerhalb des Methodenarsenals der qualitativen bzw. interpretativen Sozialforschung bestehen, sollte man nicht das vergessen, was sie verbindet und was auch den Unterschied zu anderen Methoden ausmacht. Vor diesem Hintergrund, nämlich der Betrachtung der qualitativen Methoden von außen, sieht man sehr viel mehr das Einende als das Trennende.

Erst einmal ganz wesentlich: Alle Methoden der qualitativen bzw. interpretativen Sozialforschung teilen ein grundsätzliches Verständnis von Empirie, das darin besteht, davon auszugehen, dass es dort draußen eine ‚wirkliche Wirklichkeit‘ gibt, die man nicht beliebig konstruieren kann, sondern Besonderheiten aufweist, die man nur dann entdecken kann, wenn man sie mithilfe von Sinnesorganen beobachtet und mithilfe bestimmter Verfahren analysiert und zu theoretischen Sätzen verdichtet. Egal wie konstruktivistisch man auch argumentieren will, sobald man Empirie betreibt, geht man davon

aus, dass man zumindest einen Zipfel dieser Wirklichkeit erkennen und mehr oder weniger angemessen in Sätze umwandeln kann. Die Wirklichkeit ist also dort draußen und wir müssen uns mit unseren Sinnen dieser Wirklichkeit zuwenden und dann mithilfe von Verstandesoperationen daraus Theorien bauen. Das ist die erste große Gemeinsamkeit.

Die zweite große Gemeinsamkeit besteht darin, dass wir nicht diese Wirklichkeit auf uns wirken lassen, um dann an uns selbst und in uns selbst diese Wirklichkeit zu erkennen. Viel eher greifen wir aktiv in diese Wirklichkeit ein, suchen sie auf, setzen uns ihr aus, und dieses aktive Tun hilft, die Wirklichkeit zu erkennen. Es geht also keinesfalls darum, wissenschaftliche Forschung als passives Vernehmen der Wirklichkeit durch Kontemplation zu entwerfen, sondern wissenschaftliches Forschen ist aktives Erkennen oder genauer: Wissenschaftliches Forschen ist eine besondere Form der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit (Keller et al. 2013; Reichertz, Tuma 2017).

Die dritte Gemeinsamkeit besteht darin, dass es nicht mehr darum geht, in irgendeiner Weise dem Wesen der Dinge nahe zu kommen, der Besonderheit des Seins, des Werdens und des Nichts auf die Spur zu kommen; dass es hingegen darum geht, Verhaltensmuster und Regeln zu ermitteln, nach denen die Menschen und ihre Institutionen zumindest für eine gewisse Zeit agieren, und diese Gesetzmäßigkeiten theoretisch zu beschreiben und auch verstehbar zu machen.

Und es gibt noch eine vierte Gemeinsamkeit, wenn ich das richtig sehe: Diese Verhaltensmuster und Regeln gelten nicht universell, sie determinieren nicht den Menschen und sein Handeln, sondern sie öffnen oder schließen Handlungsoptionen. Sie sind von früheren Generationen erzeugt und mit einem Imperativ versehen überliefert, stehen aber in jedem Augenblick immer wieder neu zur Disposition, somit verändern sie sich laufend.

Qualitative bzw. interpretative Sozialforschung ist also immer Wirklichkeitswissenschaft. Sie rechtfertigt ihre Ergebnisse stets damit, dass sie die Wirklichkeit mit Hilfe der (manchmal auch medial verstärkten) menschlichen Sinnesapparatur untersucht und dann nach bestimmten Standards auswertet. Die gedanklichen Operationen, die sie dabei einsetzt, sind Induktion, Deduktion und manchmal auch die Abduktion. Wer glaubt, die Sozialwissenschaft und vor allem die interpretativ vorgehende, sei prinzipiell beliebig in ihrer Methodenauswahl, benötigt keine Empirie, der kann auch Versmaß oder den Endreim als Kriterium für gute Wissenschaft nehmen. Und wer der Ansicht ist, dass Wissenschaft eigentlich nur Wiedererinnern ist, der kann sich zurücklehnen und Kontemplation betreiben oder versuchen, sich mit Hilfe bestimmter Techniken der Sprachverbundenheit zu entledigen.

Führen neue Methoden zu wichtigen und wahren Erkenntnissen und führen alte Methoden zu neuen Erkenntnissen? Unstrittig ist, dass nicht nur alte Methoden zu neuen Erkenntnissen führen, sondern auch, und das hat die Wissenschaftsgeschichte deutlich gezeigt (Feyerabend, Kuhn), dass man manchmal nur Neues entdecken kann, wenn man neue Methoden entwickelt. Wer zum Beispiel der Meinung ist, dass menschliches Handeln durch sein Schicksal bestimmt ist, und nicht durch den Willen und das Handeln der Menschen, wird nicht nach deren subjektiven Ansichten fragen, will er etwas über die Ursachen des Handelns wissen. Hier müsste man Ausschau halten nach neuen Methoden, mit denen das, was als Schicksal gemeint ist, begriffen werden kann, und wie es erfassbar gemacht werden kann. Unstrittig ist also, dass es immer wieder neue Methoden braucht und dass der Einsatz von alten Methoden eigentlich nur das zeigt, was man im Groben schon zu wissen glaubt. Methoden können, völlig unabhängig davon, wie nützlich sie in Hinsicht auf bestimmte Probleme sind, das Aufkommen neuer Ideen verhindern. Darin gleichen sie Theorien und Kulturen. Auch sie neigen dazu, das Bekannte eher zu festigen denn zu zerstören.

Dennoch kann man daraus nicht folgern, dass neue Methoden wirklich neues Wissen, das zugleich fruchtbar ist, generieren kann. Eine Schildkröte zu befragen, wer im nächsten Jahr Fußballweltmeister

wird, ist vielleicht eine neue Methode, jedoch keine besonders fruchtbare. Ebenso wenig, wenn man der Gebärdensprache Taubstummer mit dem Tonbandgerät zu Leibe rückt. Immer kommt es auf die Gegenstandsangemessenheit der Methoden an (siehe Aufsatz von Strübing et al. 2018). Das ist völlig unstrittig.

Und um den Gegenstand angemessen methodisch erfassen und fixieren zu können, muss man einerseits viel über die Welt wissen, also viele Theorien kennen, und man muss viel über Methoden wissen, also sehr viele Methoden kennen. Die Antwort auf die Frage nach den angemessenen Methoden kann also nicht lauten: „Mach etwas, was neu ist.“ sondern „Setze dich mit einem Gegenstand auseinander, vermehre dein Wissen um Theorien und Methoden und versuche dann eine Methode zu finden bzw. eine alte abzuwandeln, sodass sie dem Gegenstand gerecht wird.“

Es geht nämlich nicht alles, sofern man bei der Vorstellung bleibt, dass die Empirie als die genaue Beobachtung und Vermessung der Wirklichkeit dabei hilfreich ist, diese Wirklichkeit besser zu verstehen. Wenn man diese Position allerdings aufgibt und in anderen Modi der Weltzuwendung Vorteile sieht (Meditation, Poesie, Kunst) dann öffnet sich ein weiteres Feld für Methoden. Aber auch dieses Feld ist nicht unbegrenzt. Und schlussendlich steht hinter allen Erkenntnissen auch noch die Erprobung, will heißen, das methodisch Produzierte muss seine Fruchtbarkeit in der Handhabung der Wirklichkeit, in der Lösung von Problemen beweisen. Kurz: Es geht nicht um die Neuigkeit von Methoden, es geht nicht darum, ob Katzen grau, rot, quantitativ, qualitativ oder interpretativ arbeiten, es geht allein darum, ob Methoden Mäuse fangen, also fruchtbare Ergebnisse produzieren. Das allein zählt. Oft ist es sinnvoll, dabei *out of the box* zu denken, also außerhalb der herrschenden wissenschaftlichen Vorstellungen. Damit verschiebt man jedoch nur die Grenzen, gibt sie jedoch nicht auf. Sondern hat danach nur eine andere Box.

Nicht alles, was neu und originell ist, ist auch fruchtbar und wertvoll. Manchmal ist es gut, die Wurzeln zu vergessen, die einen mit der Vergangenheit des Fachs und der eigenen Vergangenheit verbinden und radikal neu zu denken. Aber um ehrlich zu sein: Das meiste von diesem radikal neu Gedachten ist wenig fruchtbar/Schrott. Der Trick ist nicht, irgendetwas zu erforschen und es auf eine Weise zu tun, die bisher noch niemand versucht hat, der Trick ist, es aus guten Gründen anders zu tun. Und gute Gründe hat man nur, kann man nur haben, wenn man die Leistungen und die Schwächen des Alten sehr gut kennt. Sonst läuft man Gefahr, die Kuckucksuhr neu zu erfinden. Je mehr und je besser man das Alte kennt, desto besser kann man das Neue finden.

Deshalb macht es Sinn, das Alte nicht nur zu studieren, sondern auch zu beherrschen. Man muss erst, um mit Wittgenstein zu sprechen, die Leiter hochklettern. Wenn man aber oben ist, sieht man vielleicht, dass man die Leiter (prinzipiell) nicht benötigt, dass die Leiter sogar das eigentliche Problem ist. Dann kann man sie mit guten Gründen wegwerfen. Wer aber erst gar nicht hochklettert, wird auch nicht sehen können, weshalb man die Leiter nicht benötigt. Deshalb sollten wir, gerade weil wir alle an der Entdeckung des Neuen interessiert sind, darauf bestehen, dass auch die alten Methoden zu erlernen und anzuwenden sind. Zugleich sollten wir darauf bestehen, die Methoden nicht zu ernst zu nehmen und die Güte einer Forschung allein von der Güte der Methoden abhängig zu machen. Nimmt man die vorgetragenen Überlegungen zu Herzen, dann gilt für die Frage nach den Methoden nicht ein strenges Entweder-Oder, sondern ein fröhliches und informiertes Sowohl-Als-Auch.

Zum Schluss: Bei der hier zur Diskussion stehenden Frage darf man nicht nur die einzelnen Methoden betrachten, sondern man muss die Gesamtbewegung in den Blick nehmen. Dann kann man der Vielfalt der Methoden auch etwas Positives abgewinnen. Gerade weil sie als Ganzes nicht einheitlich, sauber und logisch geordnet ist, sondern vielfältig, oft widersprüchlich, feingesponnen, oft halb intuitiv

tiv, mal mehr Kunst, mal mehr Konstruktion, oft auch subjektiv, gerade deshalb sichert sie auch für die Zukunft, dass auch weiterhin Neues entdeckt wird. Und so schlecht ist das nicht.

Literatur

- Baur, Nina und Hubert Knoblauch. 2018. Die Interpretativität der Quantitativen. *Soziologie* 439–461.
- Bourdieu, Pierre. 1996. Die Praxis der reflexiven Anthropologie. In *Reflexive Anthropologie*, Hrsg. Pierre Bourdieu und Loic Wacquant, 251–294. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breiter, Andreas und Andreas Hepp. 2018. Die Komplexität der Datafizierung: zur Herausforderung, digitale Spuren in ihrem Kontext zu analysieren. In *Neue Komplexitäten für Kommunikationsforschung und Medienanalyse: Analytische Zugänge und empirische Studien*, Hrsg. Christian Katzenbach, Christian Pentzold, Sigirid Kannengießner, Marian Adolf und Monika Taddicken, 27–48. Berlin.
- Breuer, Franz und Jo Reichertz. 2001. Wissenschafts-Kriterien. Epistemologie, Methodologie, Kontexte, Praktiken, Geschichte. *Forum Qualitative Sozialforschung* 2(3). <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt.htm>. [Accessed: September 18, 2018].
- Breuer, Franz und Jo Reichertz. 2002. Standards of Qualitative Social Research. *Historical Social Research* 4:258–269.
- Breuer, Franz, Jo Reichertz und Wolff-Michael Roth. 2003. Thematisierungstabus und Einlasskontrolle im sozialwissenschaftlichen Milieu. Eine Moderation. [14 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 4(2), Art. 16, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302160>. [Accessed: September 18, 2018].
- Breuer, Franz und Wolff-Michael Roth. 2003. Subjectivity and reflexivity in the social sciences: Epistemic windows and methodical consequences. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 4(2), Art. 25, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302258> [Accessed: August 31, 2018].
- Breuer, Franz, Petra Mukel und Barbara Dieris. 2018. *Reflexive Grounded Theory*. Wiesbaden: Springer.
- Bührmann, Andrea und Werner Schneider (Hrsg.). 2008. *Vom Diskurs zum Dispositiv*. Bielefeld: transcript.
- Elias, Norbert und John L. Scotson. 1993. *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feyerabend, Paul. 1976. *Wider den Methodenzwang: Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Feyerabend, Paul. 1980. *Erkenntnis für freie Menschen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Flick, Uwe. 2014. *Qualitative Forschung 2.0: Zwischen Konsolidierung und Internationalisierung*. http://www.qualitative-forschung.de/methodentreffen/archiv/video/mittagsvorlesung_2014/index.html. [Accessed: 22.10.2018].
- Flick, Uwe. 2016. Von den Irritationen in die Peripherie? Anmerkungen zu Ronald Hitzlers Artikel „Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung“. *ZQF* 1–2:199–204.
- Hillebrandt, Frank. 2014. *Soziologische Praxistheorien*. Wiesbaden: Springer Verlag.
- Hirschauer, Stefan. 2014. Intersituativität. Teleinteraktionen jenseits von Mikro und Makro. In *Interaktion, Organisation, Gesellschaft*, Hrsg. Bettina Heintz und Tyrell Hartmann. Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie, 109–133.
- Hitzler, Ronald. 2016. Zentrale Merkmale und periphere Irritationen interpretativer Sozialforschung. *ZQF* 1–2:171–184.
- Hitzler, Ronald. 2017. Die konstruierte Person. Zu einer Theorie der Subjektivierung aus der Empirie des Lebens im Wachkoma. In *Theoretische Einsichten aus empirischer Arbeit*, Hrsg. Nicole Burzan und Ronald Hitzler, 147–164. Wiesbaden: Springer VS.

- Hitzler, Ronald. 2018. Professionelle Sichtweisen. Eine Typologie medizinischer Deutungen von Menschen im Wachkoma. In *Typologische Konstruktionen*, Hrsg. Nicole Burzan und Ronald Hitzler 181–200. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, Ronald, Jo Reichertz und Norbert Schröer (Hrsg.). 1999. *Hermeneutische Wissenssoziologie*. Konstanz: UVK.
- Hossenfelder, Sabine. 2018. *Das hässliche Universum*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Keller, Reiner, Hubert Knoblauch und Jo Reichertz (Hrsg.). 2013. *Kommunikativer Konstruktivismus*. Wiesbaden: Springer.
- Kritzmöller, Monika. 2015. *Auf Tuchfühlung: Soziologie der textilen Haptik*. Düsseldorf: flabelli Verlag.
- Lindemann, Gesa. 2009. *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Weilerswist: Velbrück.
- Lindemann, Gesa. 2002. *Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin*. München: Fink.
- Lueger, Manfred und Ulrike Froschauer. 2018. *Artefaktanalyse*. Wiesbaden: Springer VS.
- Maeder, Christoph. 2013. Analyzing sounds. In *The SAGE Handbook of Qualitative Data Analysis*, Hrsg. Uwe Flick, 424–434. London/ New York/ New Dehli: SAGE Publications.
- Marcus, George E. 2016. Multi-sited Ethnography. Notes and Queries. In *Multi-sited Ethnography: Theory, Praxis and Locality in Contemporary Social Research*. Hrsg. Mark-Antony Falzon, 181–196. New York: Routledge.
- Mey, Günter. 2016. Qualitative Forschung: Zu einem Über(be)griff und seinen (Ver)Wendungen. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 17(1):185–197.
- Mey, Günter. 2018. Performative Sozialwissenschaft und psychologische Forschung. In *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, Hrsg. Günter Mey und Katja Mruck, 1–25. Heidelberg: Springer Reference Psychologie.
- Mruck, Katja und Franz Breuer. 2003. Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess – Die FQS-Schwerpunktausgaben [17 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 4(2), Art. 17, <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0302233>. [Accessed: September 18, 2018].
- Otten, Matthias, Jens Allwood, Maria Assumpta Aneas, Dominic Busch, David Hoffman und Michele Schweisfurth. 2009. Editorial: Qualitative Forschung und interkulturelle Kommunikation [27 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 10(1), Art. 34, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0901342>. [Accessed: September 18, 2018].
- Reichert, Ramón. 2014. *Big Data: Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie*. Bielefeld: transcript.
- Reichert, Jo. 2007. Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme. *Erwägen – Wissen – Ethik* 18(2):195–208. Mit kritischen Kommentaren von Lars Allolio-Näcke und Jürgen van Oorschot, Georg Breidenstein, Franz Breuer, Thomas Brüsemeister, Thomas Eberle, Hannelore Faulstich-Wieland und Peter Faulstich, Uwe Flick, Jochen Gläser und Grit Laudel, Detlef Garz, Heiko Grunenberg, Ronald Hitzler, Gerd Jüttemann, Mechthild Kiegelmann, Dieter Kirchhöfer, Jürgen Klüver, Hubert Knoblauch, Helmut Kromrey, Thomas Loer, Morus Markard, Philipp Mayring, Wolfgang Mertens, Günter Mey, Katja Mruck, Bernt Schettler, Karin Schlücker, Johannes Twardella, Werner Vogd, Jan Weyand und Harald Witt.
- Reichert, Jo. 2013. *Gemeinsam interpretieren. Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess*. Wiesbaden: Springer Verlag.
- Reichert, Jo. 2016. *Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung*. Wiesbaden: Springer.
- Reichert, Jo. 2017. Neues in der qualitativen und interpretativen Sozialforschung. *Zeitschrift für Qualitative Bildungsforschung* 1:71–91.

- Reichertz, Jo und René Tuma (Hrsg.). 2017. *Der Kommunikative Konstruktivismus bei der Arbeit*. Weinheim: Juventa.
- Roth, Wolff Michael. 2018. Translation and its consequences in qualitative social research: On distinguishing „the social“ from „the societal“. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 19(1), Art. 12, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-19.1.2988> [Accessed: Nov. 17, 2018].
- Roth, Wolff-Michael und Hella von Unger. 2018. Current Perspectives on Research Ethics in Qualitative Research [19 paragraphs]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 19(3), Art. 33, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-19.3.3155>.
- Scheffer, Thomas. 2015. Diskurspraxis in Recht und Politik. Trans-Sequentialität und die Analyse rechtsförmiger Verfahren. *Zeitschrift für Rechtssoziologie* 35(2):223–244.
- Schittenhelm, Karin. 2017. Mehrsprachigkeit als methodische Herausforderung in transnationalen Forschungskontexten. *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 1:101–116.
- Schröer, Norbert (Hrsg.). 1994. *Interpretative Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Seyfert, Robert. 2011. Atmosphären – Transmissionen – Interaktionen. *Soziale Systeme* 17(1):73–96.
- Seyfert, Robert und Jonathan Roberge (Hrsg.). 2017. *Algorithmuskulturen. Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit*. Bielefeld: transcript.
- Soeffner, Hans-Georg. 2004. *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Konstanz: UVK.
- Sterne, Jonathan (Hrsg.). 2012. *The Sound Studies Reader*. London: Routledge.
- Strübing, Jörg. 2017. Theoretischer Konservatismus und hegemonialer Gestus: Über ungute professionspolitische Spaltungen. Ein Kommentar auf Ronald Hitzlers „Zentrale Merkmale und periphere Irritationen...“ *ZQF* 1:91–100.
- Strübing Jörg, Stefan Hirschauer, Ruth Ayaß, Uwe Krähnke und Thomas Scheffer. 2018. Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *Zeitschrift für Soziologie* 47(2):83–100.
- Von Unger, Hella. 2013. *Partizipative Forschung*. Wiesbaden: Springer.
- Weber, Max. 2002. *Schriften 1894–1922*. Stuttgart: Kröner.
- Weyand, Jan. 2007. Die Methodenpolizei. *Erwägen – Wissen – Ethik* 18(2):272–275.
- Wittgenstein, Ludwig. 1976. *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt am Main Suhrkamp.